



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Imperialismus und Staatswissenschaft in den Vereinigten Staaten. In der von der staatswissenschaftlichen Fakultät zu Boston herausgegebenen Political Science Quarterly, die in der Regel viel gutes und lehrreiches bringt, hat Professor F. H. Giddings im Dezember 1898, also noch vor den anglosächsischen Brutalitäten auf Samoa, eine Rechtfertigung, oder besser gesagt: eine Erklärung des amerikanischen „Imperialismus“ versucht, die zwar grundsätzlich das Fragen nach Ursache und Wirkung, nach Recht und Unrecht, nach vernünftig und unvernünftig perhorresziert, aber vielleicht gerade deshalb manchem Modernen in Deutschland besonders tief wissenschaftlich erscheinen wird. Vor allem aber wird Herr Professor Giddings doch auf den Dank der Realpolitiker in England rechnen dürfen, denen natürlich kein größerer Dienst erwiesen werden kann, als wenn Jung-Amerika noch so lange im Größenwahn erhalten wird, als England Narren braucht, die ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. In Wirklichkeit ist der Aufsatz Imperialism des Herrn Giddings ein unwissenschaftlicher Angriff auf die ablehnende Stellung, die die amerikanische Staatswissenschaft bisher gegen den Imperialismus eingenommen hat, und die ganz neuerdings in derselben Zeitschrift von berufener Seite in streng sachlicher, unbefangener Weise vertreten worden ist.

Herrn Giddings gilt es als Axiom: Territorial expansion is as certain as the advent of spring after winter. Er verhöhnt die, die fragen, was sein soll; er selbst fragt nur danach, was ist und sein wird. Das Volk der Amerikaner von siebzig Millionen und mehr Seelen ist ihm das „allerungeheuerste Reservoir voll siedender Kraft, das auf der ganzen Welt gefunden werden kann.“ Schon bis jetzt habe es Wunder der materiellen Zivilisation, der Verwaltungsorganisation, der Erziehung und selbst der wissenschaftlichen Forschung vollbracht. „Möge irgend ein Leser von Wallaces Wonderful Century sich fragen, welcher Anteil an den dort verzeichneten Errungenschaften den Amerikanern gut zu schreiben ist, es wird ihm dann eine Offenbarung zu teil werden, mit der verglichen die Apokalypse matt und zahm ist.“ Und doch sei sicher, daß alles, was die Amerikaner bisher geleistet hätten, nur ein schwacher Vorgeschmack sei von dem, was sie sich zu leisten anschickten. „Dieses ungeheure Reservoir von Kraft kann sich in den kommenden Jahrhunderten selbst entladen in fruchtbaren Unternehmungen, Forschungen und Entdeckungen, es kann mehr für den Fortschritt der Menschheit leisten, als alle Vorstellungen zu begreifen vermögen. Aber wenn ihm durch eine irrtümliche Politik der Ausweg versagt wird, so wird es sich selbst entladen in Anarchismus, Sozialismus und andern destruktiven Tendenzen, die unberechenbares Unglück bewirken können.“

Diese Masse menschlicher Unternehmungen, heißt es weiter, sei freilich nicht durchweg gegründet auf Vernünftigkeit, weitblickender Weisheit und unbesteckter Sittlichkeit. Sie sei ebenso verschiedenartig, wie sie groß sei. Die Millionen menschlicher Wesen, die von fremden Ländern gekommen seien, stünden noch nicht alle auf der Höhe des amerikanischen Standpunkts. Ihre neu gefundene Freiheit habe noch nicht durchweg aufgehört, Zügellosigkeit zu sein. In den weiteren Millionen, die von dem alten amerikanischen Stock abstammten, seien die ursprünglichen menschlichen Leidenschaften noch nicht unter volle Kontrolle gebracht. Die Liebe zu primitiven Beschäftigungen, die den Menschen an Gefahren gewöhnten, sei bei ihnen noch nicht ausgerottet. Keine Nation der Erde stamme in so weitem Umfange ab

von verwegenen Abenteuern. Es sei noch keine dreihundert Jahre her, seit die Kolonisten an der Ostküste ihren täglichen Geschäften nachgegangen wären unter dem Schatten drohender Gefahr von wilden Feinden. Es sei noch keine hundertfünfzig Jahre her, seit die Pioniere vom Ohio und Mississippi die Wildnis kultiviert hätten in den Pausen, die die Vernichtungskriege ihnen ließen. Es sei noch keine fünfzig Jahre her, seit die letzten Pioniere von den westlichen Ebenen aus eine pfadlose Wüste in Karawanen durchkreuzt hätten, die einen Schweif bleichender Gebeine zurückließen, um denen den Weg zu weisen, die ihnen nach dem Eldorado des Westens folgen würden. Können man annehmen, daß die Abkömmlinge solcher Leute in so kurzer Zeit die Instinkte verloren hätten, die den Menschen bestimmten, Unternehmungen vorzuziehen, die hohen physischen Mut und große Verschlagenheit verlangten?

„Es ist nicht wahr, daß wir eine Nation von Jingos sind. Es ist nicht wahr, daß wir den Krieg wünschen um des Kriegs willen. Aber es ist wahr, daß wir eine Nation sind, erfüllt von außergewöhnlichem Mut, daß wir physische Feigheit und jede Art von Schwäche gründlich verachten. Es ist wahr, daß wir durch das Verschwinden von Gelegenheit zu Abenteuern und Wagnissen aufgeregt werden. Es ist deshalb gewiß, daß wir mehr als die meisten Nationen zu Ausbrüchen kriegerischen Sinns neigen, wenn wir glauben beleidigt zu sein, und daß keine andre Nation so geeignet ist, sich in eine große Armee umzuwandeln und mit einer unbezähmbaren Energie Eroberungskriege zu führen, wenn sie einmal überzeugt ist von der Gerechtigkeit der Ursachen.“

Aber über diese gerechten Ursachen erfährt man von Herrn Giddings gar nichts, wenn man sie nicht in den eben geschilderten „Instinkten“ der Natives sehen will, oder die große Mission, neben den Engländern die Tropen — für die Menschheit natürlich — zu beherrschen und auszubeuten, dafür ansieht, oder gar die Beherrschung der Welt durch die angelsächsische Rasse „im Interesse der englischen Zivilisation, mit ihren Prinzipien der Freiheit, Selbstverwaltung und Zugänglichkeit für alle“ im Gegensatz zu der „russisch-chinesischen Kombination, mit ihrer Politik der Ausschließung und ihrer Tradition der unverantwortlichen Autorität“ dafür gelten lassen will. Der Traum von der russisch-chinesischen Kombination begeistert freilich Herrn Professor Giddings zu nichts geringerem, als zu dem pompösen Vergleich der blutigen Humenschlacht bei Chälons-sur-Marne im Juni 451 mit — der blutlosen Schlacht in der Manila-Bai im Mai 1898.

Fast noch bezeichnender aber für die imperialistische Staatswissenschaft ist folgender Ausblick in die Zukunft: Es wäre kindisch, nicht mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß die Verwaltung der eroberten Gebiete jahrelang korrupt und selbst skandalös sein werde, als irgend etwas, was man in Amerika bisher erlebt habe. Civil service reformers könne man nicht dazu brauchen. Politische Abenteurer der verrufensten Art würden dabei ein so fruchtbares Tätigkeitsfeld finden, wie sie es seit der Reconstruction in the South nicht gefunden hätten. Aber, so tröstet sich Herr Giddings: Corruption and scandals then, we may expect; but is this all that we may look for? Und die gelehrte Antwort lautet: Responsibility is a powerful moralizing influence!

Und was sagt die erste amerikanische Staatswissenschaft zu dieser Staatsweisheit der Imperialisten? „Ich gehöre nicht zu denen, schreibt Professor Burges im letzten Heft der Political Science Quarterly, die meinen, die Vereinigten Staaten dürften niemals Kolonien und andre abhängige Gebiete haben. Wenn wir unser Land ganz bevölkert haben werden; wenn wir zu hinreichend übereinstimmenden Ansichten über die Grundprinzipien von Recht und Verwaltung gelangt sein werden;

wenn wir zivilisierte Geseze, Gewohnheiten und Einrichtungen überall bei uns eingeführt haben werden; kurz, wenn wir unsre nationale Entwicklung bis zu einem Stande vernünftiger Vollendung gebracht haben werden, dann, daß gebe ich zu, wird man mit Recht und Anstand daran denken können, unsre Zivilisation durch Kolonien in die dunkeln Gegenden der Erde zu tragen. Aber solange wir noch nicht zwei Drittel des Territoriums bewohnen, daß wir in diesem Kontinent besitzen, solange wir keine Hilfsquellen noch nicht hinreichend entdeckt, geschweige denn ausgenutzt haben; solange wir im weitesten Maße ein Mischvolk bleiben aus Amerikanern, Europäern und Afrikanern; solange wir immer noch von einer Übereinstimmung der Meinungen so weit entfernt sind, daß wir nicht einmal sicher sind, ob ein Dollar hundert Cents oder fünfzig Cents gilt, ob ein öffentliches Amt als Gelegenheit zum Raub oder als Vertrauensposten betrachtet werden muß, ob die Lynchjustiz schlechte oder gute Justiz ist; solange wir eine Indianerfrage, eine Moromonenfrage, eine Negerfrage immer noch ungelöst unter unsern Händen haben — von weniger wichtigen Fragen nicht zu reden —, solange scheint es mir der natürlichen Ordnung der Dinge besser zu entsprechen, daß wir zu Hause bleiben und für unsre eignen Angelegenheiten sorgen, daß wir unser nationales Heim in eine bessere und verständigere Ordnung bringen, statt als Souveräne in ein fremdes Land zu reisen, daß wir uns selbst die nationale Disziplin und Bildung zu geben suchen, die die notwendige Voraussetzung der erfolgreichen Durchführung einer internationalen und Weltrolle ist.“

Verzeichnet sei auch noch, daß sich ganz neuerdings der Gegenkandidat Mac Kinleys von 1896 W. J. Bryan scharf verurteilend über den Imperialismus ausgesprochen hat: das Eroberungsprinzip ist ein falsches Prinzip. Unsre Nation ist ihm immer entgegen gewesen, und es ist ganz unmöglich, die weitreichende Wirkung zu berechnen, die die imperialistische Doktrin, die als erklärte Politik der Nation Gewalt an Stelle der Vernunft setzt, auf unser Volk haben würde.

Wir werden abzuwarten haben, wie lange in den Vereinigten Staaten der Imperialismus der Bildung Gewalt anzuthun vermag. Auch bei uns gebildeten Europäern haben manchmal lärmende Narren eine Zeit lang die Mehrheit für sich, gilt der Appell an die „primitiven Instinkte“ mehr als die Berufung auf Vernunft, Recht und Sittlichkeit. Je höher wir die Tüchtigkeit des amerikanischen Volks zu schätzen gewohnt sind, um so mehr dürfen wir hoffen, daß es bald mit dem Imperialismus und mit der Anglomanie fertig wird. Der Verlauf der Dinge auf Samoa kann dem segensreichen Einfluß der konservativen Staatswissenschaft drüben vielleicht ganz förderlich werden, wenn das Deutsche Reich nicht etwa doch noch die amerikanischen Singos durch allzu große Nachgiebigkeit ins Recht setzt. ß

„Das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden.“*) Vor einigen Wochen brachten die Zeitungen die Nachricht, der Minister von Strenge habe im Landtag zu Gotha folgende Erklärung des Herzogs von Connaught verlesen: „Nach dem allzufrühen Heimgang des Erbprinzen Alfred und zufolge des bedingten Verzichts des Prinzen von Wales für sich und seine Nachkommen auf das Erbfolgerecht in den Herzogtümern Koburg und Gotha bin ich nach Hausgesetz der nächste zur Thronfolge berufne Agnat des herzoglichen Hauses. Als solcher sind ich und mein Haus bereit, unsre Pflichten gegen die uns angestammten Herzogtümer Koburg und Gotha zu erfüllen. Arthur, Herzog von Connaught. Rom, 6. April 1899.“

*) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, 295.

Nach dem Hausgesetze der Herzöge von Coburg-Gotha ist also ein Ausländer, dessen Geburt und Erziehung ihn aufs engste mit einer fremden Nation verknüpft haben, der Erbe nicht bloß des hinterlassenen Vermögens seiner Verwandten, sondern auch Erbe des Thrones, d. h. der Ausländer ist berufen, der regierende Fürst, der Landesvater von einigen Hunderttausend Deutschen zu werden.

Wir haben alle Ursache, die Fähigkeit, mit der die Engländer alle ihre nationalen Eigentümlichkeiten festhalten, hochzuachten, und wünschen unserm deutschen Volke wenigstens einen Teil dieser Fähigkeit, doch können wir nicht unser schweres Bedenken unterdrücken, ob es einem in englischen Anschauungen, in englischem Nationalstolz aufgewachsenen Fürsten möglich sein wird, die Anschauungsweise und das Gefühlsleben der Deutschen in einem kleinen thüringischen Staate zu verstehen. Kann er das nicht, so kann er auch nicht ihr Landesvater im edelsten Sinne des Wortes sein. Dann entsteht ein Verhältnis, das wir auch dem kleinsten deutschen Staate erspart sehen möchten, ein gegenseitiges Sichfremdsein von Fürst und Unterthanen.

Unzweifelhaft könnten aus dieser Art des Erbrechts auch ernste Gefahren für die Grundlagen des Deutschen Reichs entstehen. Dies wird einleuchtend, wenn wir den Fall annehmen, daß z. B. ein russischer Fürst statt in Oldenburg in Bayern oder in Preußen auf den Thron käme. Man wird nicht einwenden, daß wir ja zur Zeit des frühern Deutschen Bundes auswärtige Fürsten auf deutschen Thronen gehabt haben — in Luxemburg, in Hannover, in Holstein —; denn das waren Zustände, deren Wiederkehr kein guter Deutscher wünscht. Man wird auch nicht einwenden, daß Griechenland und Bulgarien Ausländer zu Fürsten haben. Diese Länder haben sich diese Fürsten selbst gewählt und wollten sich damit den Anfang einer Dynastie schaffen, die allmählich national werden soll. Uns scheint die Frage für unser staatliches und nationales Leben von hoher Bedeutung, und der Satz unsers großen Staatsmanns, den wir an die Spitze gestellt haben, bedürfte ernstester Beachtung. Natürlich können derartige Fragen von großer Tragweite nicht im Landtage eines kleinen Staats entschieden werden, wo die nahen Beziehungen zum eignen Fürsten eine offene Meinungsäußerung hindern; nur im Reichstage und im Bundesrate können die Bedingungen festgestellt werden, unter denen das wichtigste und höchste Amt im Deutschen Reiche, das Amt eines Fürsten eines Teils der deutschen Nation, angetreten werden kann. Uns will es scheinen, als ob die erste und unerläßliche Bedingung die sei, daß der Fürst ein Deutscher sein muß, zum wenigsten aber ein Mann von durch und durch deutscher Gesinnung. Eine solche wird aber nur ein Prinz haben können, der von Kindheit an deutsche Luft geatmet und eine deutsche Erziehung genossen hat. — Die Ansichten angesehener englischer Zeitungen, von denen die eine in der Erklärung des Herzogs von Connaught einen bedauerlichen Abfall von seinem Vaterlande sieht, während eine andre den Verzicht auf den deutschen Thron wegen der „Höhe der Zivilliste“ für unstatthaft erklärt, sind bezeichnend und für uns belehrend. Maßgebend aber kann für uns Deutsche natürlich nur der sehr berechtigte Wunsch sein, als oberste Führer und Berater unsers Volks ausschließlich Männer zu haben, die mit ihrem ganzen Herzen zu uns gehören, die alle Lebensinteressen unsrer Nation, also auch die Ausbreitung unsers Handels und die Erstarkung unsrer Kriegsflotte, für ihre eignen ansehen und sie mit freudigem Eifer fördern.

Phantasien eines Theaterfreundes. Wer auch nur auf einer „Italienfahrt“ die Theaterverhältnisse des Südens kennen gelernt hat, dem muß gegenüber den einheimischen als hervorstechendste Eigentümlichkeit auffallen, daß ein ständiges

Theater dort die Ausnahme ist. In demselben Gebäude wechseln in jeder Saison aller paar Wochen oder aller paar Monate die verschiedensten Schauspiel- und Operngesellschaften. Man kann in demselben Winter Verdis „Othello“ in Mailand, in Rom und in Palermo von derselben Truppe dargestellt sehen. Und das gilt nicht etwa nur von den Truppen niedern Ranges, von den „Schmierern,“ die auch in Deutschland keinen ständigen Sitz haben, sondern von jeder guten Theatergesellschaft. Die darstellenden Künstler sind nicht auf Jahre hinaus an ein bestimmtes Gebäude und einen bestimmten Ort gebunden, sondern sie wechseln beides annähernd ebenso oft wie ein Orchester den Konzertsaal.

Nun liegt es auf der Hand, daß das eine wie das andre „System“ seine natürlichen Ursachen und seine besondern Vorzüge und Nachteile hat. In einer Hinsicht aber verdient die südliche Sitte unbedingt den Vorzug: sie macht das gute Theater, das Theater im großen Stil, nicht bloß einem, sondern vielen Orten, großen und kleinern, zugänglich und dient also zur Verbreitung, zur Dezentralisation der Kunst. Das ist ein Umstand von äußerster Wichtigkeit, von solcher Wichtigkeit, daß er allein genügt, den Wunsch nach einer gewissen Mobilisierung auch der deutschen Theater zu rechtfertigen. Der Hauptgrund für die bisherige Ständigkeit der einheimischen Bühnen liegt ja ohnehin in Verhältnissen, die der Vergangenheit angehören, in der Unzulänglichkeit der ältern Beförderungsmittel, die den Transport einer großen Anzahl von Personen und Requisiten viel zu zeitraubend, kostspielig und mühevoll machten, als daß ein besseres Theaterunternehmen sich solcher Belästigung unterzogen hätte. Mit der lebhaften Entwicklung aber, die der Eisenbahnverkehr in neuerer Zeit genommen hat, ist auch der wichtigste Grund für die Beibehaltung von nur ständigen Bühnen gefallen. Jetzt, nachdem die Eisenbahn so viel kleinere Städte den großen nahe gerückt hat, ist kein Grund mehr dafür vorhanden, daß die Wohlthat des Genusses guter Theater Vorstellungen ein Privilegium des Publikums der Großstadt bleiben soll, daß ein gesundes, gemeinnütziges Kunstinstitut sein Bestehen von der Laune des Großstadtpublikums abhängig macht.

Es handelt sich hierbei um eine ernste Kulturaufgabe, wenn man will, um eine sozialpolitische. Es muß gar nichts, nur zu beklagen, daß die Künste und Wissenschaften je länger, je mehr ihren Sitz in den großen Zentren aufschlagen, so wenig, als es Zweck hat, über den Maschinen- und Fabrikbetrieb und seine natürlichen Folgen zu jammern. Vielmehr muß es darauf ankommen, mit diesen Erscheinungen und Erzeugnissen des modernen Lebens zu rechnen, die Schäden, die sie mit sich bringen, nach Möglichkeit zu beseitigen und ihren Nutzen für die Allgemeinheit zu erhöhen. Hat man sich einmal klar gemacht, daß die Güte einer Vorstellung recht wenig von dem Lokal abhängt, in dem sie stattfindet, wenig auch von dem Orte, in dem das Lokal liegt, so muß es vor rein praktischen Standpunkt aus auffallen, weswegen die große Mehrzahl der in Deutschland bestehenden Theaterunternehmungen so untrennbar von dem Theatergebäude erscheinen, daß ihre Leiter nicht einmal den Versuch machen, ob sie nicht auch in einem andern Lokale, an einem andern Orte mit Erfolg zu wirken vermögen.

Die Reisen der Schauspielgesellschaft vom Gärtnerplatz in München, vom Hoftheater in Meiningen sind leider nur vorübergehende Erscheinungen geblieben. Und doch war ihre Wirkung tief und nachhaltig. Ungezählten Tausenden wurde ein Kunstgenuß gewährt, der ihnen sonst nicht geworden wäre. Eine ganze Anzahl dramatischer Werke, mit Einschluß der großen Klassiker, wurde in Kreisen populär, denen „Julius Cäsar“ nicht bekannter als „Marino Falieri“ war — wobei die Prinzipienfragen ganz auf sich beruhen können, die seiner Zeit so viel besprochen

wurden. Man setze nun für einen Augenblick den Fall, daß sämtliche Hoftheater und auch die großen Privattheater in ähnlicher Weise ihrer Unbeweglichkeit entzogen und „mobil“ gemacht würden, daß sich die Schätze der dramatischen und darstellenden Kunst wie ein Strom durch ganz Deutschland ergössen, statt an einzelnen Stätten zu stagnieren! Welch ungeheure Bereicherung und Befruchtung des ganzen geistigen Lebens der Nation müßte die Folge sein! Welcher beständige Austausch geistiger Güter zwischen Nord und Süd und Ost und West! Welcher Gewinn aber auch für die beteiligten Künstler selbst, wenn sie nicht mehr genötigt wären, immer vor demselben Publikum zu wirken, immer in demselben Kreise zu verkehren! Es müßte eine Wechselwirkung eintreten von dem Dichter und Schauspieler auf das Publikum und von diesem auf die Schauspieler, die für alle Teile nur förderlich sein könnte. In sehr viel höherm Grade, als bisher, würde es auch möglich werden, der Jugend die Schöpfungen der klassischen Litteratur vor Augen zu führen, während jetzt nur ein kleiner Bruchteil des aufwachsenden Geschlechts aus der lebendigen Wiedergabe dramatischer Werke Belehrung und Erhebung schöpft.

Bernünftigerweise wird man aber die angegebenen, sehr erstrebenswerten Ziele nicht auf dem Wege verfolgen dürfen, daß sämtliche deutsche Theater beständig auf der Wanderschaft sind. Dem würden nicht allein besondre lokale Verhältnisse im Wege stehn, maßgebende Wünsche von maßgebender Seite, der lokale Charakter mancher Bühnen, sondern es wäre vor allem unvereinbar mit geschäftlichen Interessen. Wohl aber ist es wünschenswert und erreichbar, daß einzelne Theaterunternehmungen, vornehmlich solche, die das klassische Drama pflegen, das Feld ihrer Thätigkeit erweitern und der Gesamtheit zu gute kommen lassen, was seiner Natur nach für die Gesamtheit bestimmt ist. Und auch diese Bühnen können und werden nicht jedes kleinste Städtchen zum Schauplatz ihrer Aufführungen wählen, sondern sich füglich auf größere Provinzialstädte beschränken. Ganz von selbst wird dadurch auch das Publikum der kleinern Städte in der Nähe herangezogen werden. Personen und Kreise, die gegenwärtig noch dem Theater fern stehn, werden für das Theater gewonnen werden. Ein sehr viel größeres Publikum wird es sein, an das sich die dramatische Kunst dann wenden kann. Vielfach wird ein Bedürfnis so erst wachgerufen werden, das noch schlummert, weil die Mittel der Befriedigung fehlen; an manchen Orten werden Theatersäle, Theatervereine entstehen, deren Errichtung bisher zwecklos gewesen wäre.

Materielle Vorteile des neuen Unternehmens können so wenig ausbleiben wie ideelle, wenn die Verwirklichung eines gesunden Gedankens in Frage steht. Auch die reservierten Bühnen werden in gewissen Grenzen an dem Wettkampf teilnehmen. Wenn seit langer Zeit nicht mit Unrecht über den Niedergang des Theaters geklagt, auf eine Übersättigung des großstädtischen Publikums hingewiesen wird, die den wirtschaftlichen Zusammenbruch auch der besten Unternehmungen zur Folge gehabt hat, so könnte auf dem hier vorgeschlagenen Wege, durch Heranziehung von Hunderttausenden, die nichts weniger als übersättigt sind, die zum Teil sogar ihren Kunst hunger noch gar nicht verspüren, eine Neubildung des Theaterpublikums und damit eine neue Blüte des Theaters herbeigeführt werden — ein hohes Ziel für jeden Freund geistiger Kultur.

Afchersleben

Rechtsanwalt Bamberger

Eisenbahnpolitik. De Terra ist, so viel wir wissen, der einzige unter unsern höhern Eisenbahnbeamten, der durch seine publizistische Thätigkeit Fühlung hergestellt hat zwischen dem Publikum und der Bahnverwaltung, indem er jenes

in den Stand setzte, über den es so lebhaft interessierenden Gegenstand ein Urteil sachgemäß abzugeben. Er hat nun seine frühern Veröffentlichungen, die zum Teil verbessert und umgearbeitet und um einige weitere Aufsätze vermehrt worden sind, zu einem Bande vereinigt, der so ziemlich alles umfaßt, was bei unserm Eisenbahnwesen in Frage steht; der Titel lautet: Im Zeichen des Verkehrs. Kritische Streifzüge und Reformgedanken vom Eisenbahn-Direktor Otto de Terra. (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. Ohne Jahreszahl.) Die Wörter „kritisch“ und „Reform“ wollen nicht etwa besagen, daß das deutsche Eisenbahnwesen reformbedürftiger sei als irgend ein andres; es ist im Gegenteil nach des Verfassers Darstellung das beste der Welt; aber auch so noch bleibt es wie alles Menschliche vielfach verbesserungsbedürftig, und gerade, daß es schon so viel geleistet hat, verbürgt seine Befähigung zu noch größern Leistungen. Nach einer allgemeinen Darstellung unsrer Staatsbahnen behandelt de Terra die Eisenbahnfinanzpolitik, die Tarifbildung und Tarifreform, das Verhältnis von Post und Eisenbahn (wobei die im Grenzbotenverlag erschienene Schrift: „Zur Reform des Paketportos“ größtenteils beistimmend berücksichtigt wird), die gesetzliche Regelung des Eisenbahntarifwesens, die Vorbildung der Eisenbahnbeamten, die Bestrebungen der Eisenbahnbediensteten zur Verbesserung ihrer Lage, die Organisation der Eisenbahnverwaltung und die Wichtigkeit der Mäßigkeitsbestrebungen für den Eisenbahndienst. Wir widerstehen der Versuchung, das Buch zu plündern, weil wir wünschen, daß es von recht vielen vollständig gelesen werde, und beschränken uns auf folgende Bemerkungen zur Kennzeichnung der Grundsätze des Verfassers. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen findet bei ihm die glänzendste Rechtfertigung, und er konstatiert mit Genugthuung, daß sich Bismarcks Reichseisenbahnprojekt, das am Partikularismus gescheitert ist, unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse von selbst verwirkliche. Er will nicht, daß der Staat mit seinen Bahnen dem Publikum umsonst diene, sondern findet es angemessen, daß er einen Überschuß erziele, aber er bedauert es, daß zur Zeit die preußische Eisenbahnverwaltung in allzugroße Abhängigkeit vom Finanzminister geraten sei. Er will, daß der Staat die Eisenbahnen von sozialen Gesichtspunkten aus verwalte und nicht, wie bisher vielfach geschehen sei, den Großen wohlfeiler diene als den Kleinen. Er findet das übermäßige Vorwiegen des juristischen Elements in der Verwaltung und die einseitige Berücksichtigung der Militäranwärter bei der Besetzung der Ämter nicht vorteilhaft und fordert eine besondere Vorbildung für die Eisenbahnbeamten. Er empfiehlt Vereine nach Art des zu Kassel begründeten, an denen die Beamten aller Grade und die Arbeiter als gleichberechtigte Mitglieder teilnehmen, und wo solche nicht zu erreichen sind, hält er es immer noch für das kleinere Uebel, wenn die Arbeiter und die Hilfsunterbeamten einen Verein gründen, wie den bayrischen, der zwar von gewisser Seite staatsgefährlich und gemeingefährlich gescholten werde, der aber thatsächlich über 10 000 „Eisenbahner“ der sozialistischen Agitation entzogen habe. Er tadelt es, daß die Eisenbahnverwaltung durch die Errichtung von überflüssigen Restaurationen selbst auf den allerkleinsten Stationen, durch die Verwandelung aller Wartesäle in Kneipen und durch die Forderung überhoher Pachtzinsen das Trinken fördert, sowohl beim Publikum, als auch bei den Bahnbeamten, für die doch absolute Mäßigkeit eines der allerersten dienstlichen Erfordernisse ist. — Wir zweifeln nicht daran, daß dieses kleine Buch wohlthätig wirken, ja einen entscheidenden Einfluß auf unser Eisenbahnwesen ausüben wird.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wihl. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig